

## Polen und Russen

Das Verhältnis der Polen und Russen zueinander mag folgendes Ereignis beleuchten:

Im Januar 1946 mußte ein Kommando nach Feist fahren, um Heu für die Pferde zu holen. Es waren etwa sechs sogenannte Panjewagen, die von Deutschen gelenkt wurden. Ein Russe war der Befehlshaber. Unterwegs kam uns ein Pole entgegen mit einem fast neuen Rade. Der Russe sagte: „Her mit dem Rad!“ Der Pole wollte das Rad nicht hergeben. Der Russe sagte zu mir: „Das Rad hat er gestohlen, nimm das Rad und wirf es auf den Wagen.“ Der Pole gab das Rad nicht, da schoß ihm der Russe ins Bein. Der Pole heulte laut los und hinkte davon. Als wir am Bahnübergang nach Feist ankamen, standen dort sieben polnische Milizsoldaten, hatten die Schranke heruntergelassen und verlangten das Rad zurück. Der Russe sprang vom Wagen, die Maschinenpistole im Anschlag. Ein Pole schoß zuerst, der Russe wurde durch den Hals getroffen. Mit letzter Kraft richtete er seine Maschinenpistole auf die Polen. Sieben Polen und ein Russe lagen tot da. Den Russen luden wir auf und fuhren zurück nach Gotendorf, um dem Podpolkownik die Sache zu melden.

### Jagd auf deutsche Mädchen und Frauen

Wenn wir Tagesreisen weit nach Heu fahren mußten, besprachen die Russen sich, wie sie deutsche Mädchen und Frauen für ihre Zwecke aufreiben konnten. Sie hatten einen guten Kundschafterdienst entwickelt. Da ich Kenntnis von ihrem Vorhaben hatte, bot sich mir oft die Gelegenheit, die ausersehenen Opfer zu warnen. Man schaute mich mit offenem Munde an, wenn ich in russischer Uniform bei den deutschen Frauen auftauchte und sie in fließendem Deutsch warnte und riet, sofort in den Wald zu verschwinden. Erst, wenn ich sagte, daß ich Deutscher sei, glaubte man mir. Mein Leben habe ich so mehr als einmal aufs Spiel gesetzt. Ich wußte wohl, was mir blühte, wenn die Russen von meinem Treiben Kenntnis erhielten. Jedoch der Leichtsinn und die Unbekümmertheit der Jugend halfen mir, alle Hemmungen zu überwinden.

### 4. „Als andere kamen . . .“

Auf der Flucht von 1945 bis 1948

Bericht einer Gutsbesitzerstochter aus dem Kreise Wehlau

Sonntag, den 22. Januar 1945: — An diesem Tage begibt sich bei Kälte und Schnee unser Gutstreck mit sieben Wagen auf den Zug ins Ungewisse. Am Tage zuvor hatte der Bürgermeister von Pettkunen die Erlaubnis zur Flucht erteilt; denn der Russe stand bereits vor dem 45 km entfernten Insterburg, die Pferde stampften zum letzten Mal über das verschneite Feld. Der Einschnitt des Eichstubbsschen Forstgestells war hoch verweht. Vaters „Selbstkutschierer“, genannt die Spinne, war an

der Spitze des Zuges. Treff, der Jagdhund, umsprang freudig erregt die Wagen. Trotz unterbrochener Telefonverbindungen erreichte uns unterwegs die Nachricht, daß es bei den Tapiauer Brücken zu katastrophalen Stauungen gekommen sei. Wir wählten daher den Weg über Grünlinde, Reipen, Freudenberg. Dort waren unsere Verwandten ebenfalls im Aufbruch. Wagen auf Wagen reihte sich auf der Notbrücke bei Moterau, deren An- und Abfahrtswege von hohen Schneewällen gesäumt waren. In Irglacken machten wir bei meiner Schwester zum erstmaligen Station. Nun begann auch dort ein eiliges Packen. Das Gut wurde, weil mein Schwager im Feld war, von einem benachbarten Landwirt lose geführt; doch jetzt war jeder auf sich selbst gestellt. Im Gutshaus wimmelte es am Abfahrtstage, dem 24. Januar, von Soldaten, und erst das entscheidende Wort: „Sie müssen räumen. Wir richten hier ein Lazarett ein!“ — war das Zeichen zum Abschiednehmen.

Unser Treck rollte durch das Hoftor hinaus. An einem Wagen baumelten zwei volle Milchkannen, gedacht für die drei kleinen Kinder meiner Schwester. Zum Schutze gegen Kälte trugen verschiedene Kastenwagen spitze Dächer, bespannt mit großen Teppichen. Man hatte vielleicht in der Eile manches Unsinnige mitgenommen und Eßbares vergessen; aber wie schnell wurde dieses alles unwichtig! Wir konnten uns in den großen Treck in Richtung Königsberg einreihen. Unser Treff hatte uns verloren. Dafür durfte ich noch unseren Langhaardackel „Knopp“ im Arm halten. Noch ziemlich geordnet fuhren wir spät abends auf einen Gutshof. Wir waren froh, für die braven Pferde Platz in den Stallungen zu finden, um sie abzufüttern. Das Gutshaus glich einem Flüchtlingslager. Nur noch eine Zimmertür trug das Schild „privat“. Ein Blick in die Küche lehrte uns, daß ein heißer Kampf um den Herd entbrannt war. Wir suchten und fanden Schutz im Stall und waren dankbar dafür.

Unser Ziel war es, das Frische Haff zu überqueren; jedoch wurde uns auf der Königsberger Ringchausee durch die Wehrmacht der Weg nach Südwesten versperrt. Man drückte uns ins Samland hinein. Auf dieser Strecke gab es Kontrollen, um Soldaten unter den Flüchtlingen aufzufinden. So holte man meinen jüngsten Bruder, der Vaters feldgrauen Lampelz trug, vom Wagen. Sein Ausweis war seine Rettung. Auf dem Gut Neuhausen war es nochmals möglich, Mensch und Pferd zu versorgen. Das Weiterkommen auf den chaotisch verstopften Straßen zwang unsern Treck, auf einem tief verschneiten Sturzacker zu wenden. Die Pferde zogen verbissen die schweren Lasten, als ob sie nochmals ihre Treue zum Menschen beweisen wollten. Tiefer im Samland, wir hatten uns Kiautrien, das Gut meines Onkels, als Ziel gewählt, wurden die Straßen leerer. Noch einmal schaute ich in Ober-Alkehen, dem Platz meiner Pflichtjahrstelle, hinein und fand den alten Herrn R. verlassen in seinem Haus den Wehrmachtsbericht hörend. Er hoffte einem verständnisvollen Feind gegenüberzutreten. Wie hart wurde wohl sein Schicksal? Auf dieser Strecke hielten wir noch einmal auf einem Hof an, um die

Nacht abzuwarten. Die Anwesenden dachten noch nicht an Flucht und hofften wie so viele auf ein Wunder. Einen großen Teil des Gepäcks stellten wir dort in der Scheune unter, um die Pferde zu entlasten. Jammervoll war der Anblick eines langen Zuges wankender und bleicher Juden, die von bewachten Belgiern in Richtung Drugehnen getrieben wurden. Am 26. Januar traf unser Treck in Kiautrien ein. Das Haus und die Stallungen waren gefüllt mit Schutzsuchenden. Im Saal lagen die Flüchtlinge auf Stroh. Wir fanden Platz in den Oberstuben. Die Wehrmacht tröstete uns noch mit hoffnungsvollen Meldungen; man sprach von der zu erwartenden Kurlandarmee. Bis zum 31. Januar war die Rundfunkverbindung noch intakt. Unzählige Polen und andere Kriegsgefangene, die in Leutewohnungen ihre Quartiere aufgeschlagen hatten, verbreiteten die ersten Schreckensnachrichten über die Russen. Da ergriff meine Schwester die Initiative und setzte sich mit Kindern, Haushälterin und meinem Bruder als Kutscher sowie der Försterfamilie K. nach Rauschen ab. Sie kam auch auf diese Weise tatsächlich über Pillau aus der Heimatprovinz heraus. Mein Vater sah nicht die auf uns zukommende Gefahr, oder er wollte nicht glauben, daß unser Land verloren geht. Daher blieb er und mit ihm meine Mutter und wir zwei Schwestern.

Am 2. Februar, ich war gerade wegen eines Granateinschlages zu den Pferden gegangen, kam eine große Stille über den Hof. Jetzt bemerkten wir erst, daß wir alleine waren. Es kam die erschreckende Nachricht, — „die Russen sind da!“ — Verschüchert saßen unsere Familien und engsten Freunde des Hauses im großen Wohnzimmer, als zwei Russen der Fronttruppe eintraten. Mit Schnaps wollte der Kiautriener den einen besänftigen, der jedoch meinen Onkel zuerst trinken ließ. Dann erscholl in barschem Ton: „Ur, Ur, Ur!“ Meines Vaters goldene Taschenuhr und seinen Trauring sah ich unter anderem in des Russen Tasche verschwinden. Meine Uhr, was nützte es, glitt blitzschnell in die Fächer des hinter mir stehenden Grammophons. Wie aus heiterem Himmel blitzte zweimal ein Schnellfeuergewehr auf, und ich sah meinen Kiautriener Onkel tot zusammensinken. Vater fühlte die Mündung auf sich gerichtet und konnte durch die Tür flüchten. Nach den Worten — „dawei, dawei“ — stürzten alle Anwesenden hinaus, die Männer, um Wagen anzuspannen, eine Kusine, um ihr drei Monate altes Baby zu holen und ich, um mir einen großen Reisemantel überzuziehen. Ein letzter Blick traf die treuen und fragenden Augen meines Hundchens. Die Angst lähmte jegliches Tun.

Man hatte noch einen Leiterwagen mit zwei ungleichen Pferden gefunden und die nervösen Kutschpferde der Wesselshöfer an den Wagen gebunden. Ich fühlte in der Tasche ein halbes Pfund Butter, das war alles an Gepäck. Von der Straße Rauschen her bellte vereinzelt Maschinengewehrfeuer herüber. Die angebundenen Schimmel rissen sich los und stürzten davon.

Wir fuhren genau in die anrollende Front hinein als einziges Fahrzeug auf leerer Straße. Kurz vor Goldschmiede drückten uns vorbeimarschierende russische Truppen an den Rand der Straße. Hier sahen wir schon ausgeplünderte Flüchtlingswagen in den Gräben. Man spannte unsere Pferde aus, ein Soldat entriß meiner Kusine das kleine Kind samt Kissen und verschwand in der Dunkelheit auf Nimmerwiedersehn.

Verängstigt machte sich unser Häuflein auf den Weg, vorbei an unzähligen in Stellung gegangenen Geschützen, deren Rohre nach Königsberg zeigten. Wir fanden Schutz und eine ruhige Nacht in einer Tannenwalder Wohnung.

Nun kam der letzte Tag, an dem unsere klein gewordene Familie beisammen sein sollte. Wo man hinsah, — Russen —, ob Scheune oder Stall. Es waren disziplinierte Russen; denn man war in der Kampfstellung. Erschöpft suchten wir am Abend in einem schuppenartigen Gebäude bei Nesselbeck Unterschlupf für die kalte Nacht. Auch unter diesem Dach staken Russen, die meinen Vater und den Freudenberger gleich ins Verhör nahmen. Wir sahen sie nie wieder. Die nächsten Tage waren ausgefüllt mit ziellosem Wandern und schreckerfüllten Herzen. Es ging vorbei an vollgepfropften Gebäuden und Ortschaften. Man aß, was man fand, und versteckte sich des Nachts. Man schlief in wanzenverseuchten Baracken, fegte unzählige Geldscheine auf Haufen, um sie danach zu verbrennen. Bei Cranzbeek wurden wir zum Viehtreiben eingeteilt. Meine Mutter und die Älteren blieben zurück. Nun trieben wir eine große Herde von wertvollen Milchkühen mit polnischen und russischen Mädchen zusammen und zogen am Rande des Kurischen Haffes gen Osten. Viele Tiere blieben auf der Strecke. Ihr schmerz erfülltes Gebrüll glich dem Untergang des Landes. Abends durften wir uns reichlich mit Milch versorgen, aber durch das unregelmäßige Melken waren viele euterkrank. Bei Agilla sah ich nochmals unseren rotbespannten Flüchtlingswagen auf dem zugefrorenen Friedrichsgraben stehen. Von da aus trieben wir die Herde in Richtung Juwendt. Im Kreise Tilsit brach dann eine Viehseuche aus. Der Bestand war stark dezimiert. Man gab uns schließlich die Freiheit zurück.

Ein ausgestelltes Dokument, das jedem eine gewisse Sicherheit gab, sollte uns nach Hause begleiten. Unsere kleine sechsköpfige Schar fand abseits von Kelladen wie ein Geschenk ein leeres Bauernhaus mit einem vollen Kartoffelkeller. Des Nachts ließen wir den Schornstein rauchen, aßen uns satt und schliefen einmal richtig aus. Unbehelligt, nur hie und da an neu gebildeten Kommandanturen unsern Ausweis vorzeigend, durchtröteten wir das fast ganz ausgebrannte Laukischken. Noch immer, wenn wir nach Ruhe ausschauten, stießen wir auf mit Flüchtlingen vollgestopfte Häuser. Das Dorf Krakau, die Försterei Peremtinen, altbekannte Wege blieben zurück. Magnetisch zog es mich nach Hause, in der Hoffnung, meine Mutter zu finden. Kurz vor Gertlauken muß es nochmal zu

schweren Kämpfen gekommen sein. Auf dem rechten Gestell lagen deutsche Soldaten, als wir uns den Gefallenen nähern wollten, kam plötzlich ein Russe angerannt und nahm uns in die dörfliche Kommandantur mit. Unsinnige Arbeiten mußten wir in den nächsten Tagen verrichten, quadratisch den Schnee aus den Gräben stechen und dann auf Haufen werfen. Heimlich gelang uns die Flucht nach Hause. Beim Austritt aus der Gertlauker Forst lag unser Gut wie unberührt vor uns. Mit bangen Herzen näherten wir uns und fanden es überfüllt mit Russen, Polen, zum Teil noch mit unseren Ortsarbeitern. Es hatte sich viel geändert. Die kleine Scheune war abgebrannt. Sehr viel fremdes Vieh füllte die Roßgärten und Ställe. Man nahm uns als Viehpfleger auf. Man war zu Hause und doch wie in der Fremde.

Um den Frühlingsanfang, die Schneeglöckchen blühten im Garten, wurde das Viehkommando aufgelöst. Es sollte nach Pr.-Eylau ziehen. Nach tagelangem Wandern, an unzähligen ausgeplünderten Häusern und Flüchtlingswagen, an Ruinen und gefallenen Soldaten vorbei, erreichten wir das Gut Neukrug. Dort waren unsere Tage gezählt, die GPU ging herum, um Deutsche zwischen 14 und 80 Jahren zum Verhör zu holen. Auf einem offenen Lastwagen, unter starker Bewachung, brachte man die Deutschen nach Borken. Eingepfercht in einem kleinen Raum, geschlagen, um falsche Geständnisse zu erpressen, waren wir für die Handvoll GPU-Offiziere Freiwild. Selbst der einfache Russe fürchtete diese entmenschten Typen. Im April 1945 lieferte man uns und unsere Akten im überfüllten Bartensteiner Gefängnis ab. Unter dem Dach lagen wir zu Hunderten zusammengepfercht, unter fürchterlichen sanitären Umständen. Eine Tasse Kaffee und stets die gleiche Suppe, das war unsere Tageskost. Wir machten täglich in langen Reihen einen Hofrundgang. Wir waren jetzt wieder verlaust, verängstigt und fühlten uns ausgeliefert und verlassen. Am 10. Mai setzte des Nachts lautes Geschiesse ein, so daß wir an die Wiedereroberung unserer Heimat dachten. Jedoch die Schreie „Hitler kaput, Krieg kaput“ belehrten uns eines besseren. Im Laufe der Wochen wurden wir innerhalb des Gebäudes umrangierte. Die Bewachungssoldaten, meist primitive aber gutmütige Menschen, wurden nur in Gegenwart ihrer Vorgesetzten forschend und brutal. Viel Elend gab es zu sehen, bleiche wankende Männergestalten, Kinder ohne Mütter und Mütter ohne Kinder, und allen war die Angst in den Augen zu lesen.

Durch die Ziehung der Demarkationslinie fiel Bartenstein an Polen. Daher wurden die Insassen des Gefängnisses per Lkw nach dem Lager Pr.-Eylau verlegt. Der ehemalige deutsche Kasernenblock war dort mit Stacheldraht und Wachtürmen versehen. Meine verheiratete Schwester und meine Kusinen wurden von mir getrennt. Etwa 20 Mädchen und Frauen der Landbevölkerung hatten ihre Behausung in einer Stube von Block 2 gefunden. Das Essen war verheerend. Eine helle Wassersuppe, in der Kuhdärme und Kartoffelschalen schwammen, das war die tägliche Ration. Das Lager wurde versorgt mit dem Wasser des naheliegenden

Waschkeiter Sees, in dem noch Kadaver herumschwammen. In stark gechlortem Zustand wurde es uns verabreicht. Die Folgen blieben nicht aus: Skorbut, Ruhr und Typhus hielten unter uns reichliche Ernte. Ein elender Klapperwagen barg täglich die Toten. Die Panzergräben wurden ihre Ruhestätte. Meine Schwester und eine Kusine waren unter ihnen. Elend und ausgemergelt, wie wir alle waren, erlebte man erschütternde Szenen. Es gab verhaßte deutsche Aufseher, die ihr Gewissen verkauft hatten. Den Kranken im Lazarett wurden die Haare kahl geschoren. Die Russinnen, eiskalt und bissig, stolzierten gestiefelt im geblühten Nachthemd über den Kasernenhof. Ich war froh, als Ende Juni unsere Stube geschlossen zum Ernteeinsatz auf eine Kolchosa kam. Nun waren wir frei, ohne Bewachung, das Essen leidlich, die Arbeit erträglich. Jedoch kündigten mir die ersten Schwindelanfälle den herannahenden Typhus an. Noch einige andere Mädchen lagen mit denselben Symptomen in einer Art Krankenstube. Der Russe, der furchtbare Angst vor Krankheiten hat, ließ uns in einem Klapperwagen bis kurz vor das deutsche „Krankenhaus“ (ehemaliges Waisenhaus von Pr.-Eylau) bringen. Wir wankenden Gestalten wurden in Sälen untergebracht. Trotz der täglichen Visiten, aber völlig ohne Medikamente, lichteteten sich meist nachts die Reihen der Kranken. Die alltägliche „Schlunz“ war die einzige Mahlzeit. Der Russe rückte für das deutsche Hospital nicht mehr heraus. Im übrigen versank man in einen traumlosen Schlaf, und so erschien mir die Zeit, ich hatte einen Rückfall bekommen, von August bis Januar gar nicht lange. Die Leitung des Krankenhauses stellte mich abgemagertes, knapp 90 Pfund wiegendes Wrack als Stationshilfe ein. Ich sollte hier den Winter verbringen. Der Wunsch, meine Mutter zu finden, war noch immer mein Plan, meine stille Hoffnung, obwohl mir durch deutsche Eisenbahner Gelegenheit gegeben wurde, im Zug versteckt nach Westen zu gelangen. Im Frühjahr 1946 machte ich mich schließlich mit zwei Schloßbergern in Richtung Wehlau auf. Mein Hab und Gut war in der Hauptsache ein Dokument, das diesmal der deutsche Arzt ausgestellt hatte, und ein geschenktes Bändchen „Hermann und Dorothea“, dazu etwas Reiseproviant. Die letzten Wertsachen, von meiner Schwester stammend, hatten mir Deutsche während meiner Krankheit genommen. Das erste Nachtlager gab uns eine nette deutsche Frau in Friedland. Über Paterswalde zogen wir drei in das zerstörte Wehlau ein. Ein schwankender Brettersteg bildete die Verbindung zwischen den Wiesen der „Freiheit“ und der Allestraße. Die Kommandantur trug wie überall Bilder mit grellen Plakaten. Die gesamte Kirchenstraße war ein Trümmerhaufen. In den Ruinen wuchsen Birken. Trotz des Auftauchens deutscher Gestalten war der Anblick so gräßlich, daß wir schnell die Stadt verließen. Die lange Pregelbrücke hatte dem Kriegsende standgehalten. An der Kreuzung Petersdorf—Weißensee trennte ich mich von den zwei Schloßberger Frauen. In Weißensee war eine rege Kolchosa entstanden. Mein Ziel war zunächst Wilkendorfshof. Vom Langstücker Bauern H. erfuhr ich, daß meine

Mutter in Freudenberg oder vielleicht auch schon zu Hause lebte. Gleichzeitig wurde mir bedeutet, es wäre in der hiesigen Kolchose Arbeit zu finden. Es zog mich jedoch eilig nach Hause. In den Dörfern Brandlacken, Gudlacken und Pettkuhnen begegnete ich keiner Menschenseele. Daheim traf ich unsere Schweizerfrau mit ihren wiedergefundenen kleinen Töchtern. Sie waren im Begriff, nach Kukers umzuziehen. Unser Wohnhaus war leer, alle Möbel fort, Fenster und Türen waren ausgehakt. Die Kachelöfen und Tapeten z. T. abgerissen, überall eine gespenstische Stille. In den Oberstuben bauten Schwalben ihre Nester. In meines Vaters Kammer fand ich unter Stahlhelm-Zeitungen ein handgeschriebenes Diarium aus Unterprima stammend und ein Heftchen mit Gedichten, das Großmutter St.'s Handschrift trug. Welch ein kostbarer Fund für mich! Ich durfte ihn in die Gegenwart retten. In Feld, Hof und Garten wucherte das Unkraut. Den aufgestellten Mühlstein hatten die Russen vom Sockel gerollt. Wie einfältig, — man hoffte sicher, Schätze unter ihm zu finden. Die wenigen eingegrabenen Kisten hatte man fast alle gefunden. In Kukers nahm mich eine bekannte Familie sehr herzlich auf, der der Krieg die drei Kinder geraubt hatte. Fröhlich am ersten Ostertag, der Mond stand noch am Himmel, begleiteten mich zwei Mütter durch die Leiper Forst. Auf dem Nickelsdorfer Gestell nahmen wir Abschied. Allein auf bekannten Pfaden, an der abgebrannten Försterei vorbei, Auge und Ohr hellwach für jedes Geräusch, immer sprungbereit, ins Dickicht zu flüchten, umging ich Grünlinde, Schwallgehenen und stieß in Reiben auf eine Gruppe deutscher Kriegsgefangener mit ihren Posten. „Dokument jest?“ war seine Frage. Mein Herz pochte zum Zerreißen. Ich war zwei Kilometer vorm Ziel. Hätte dieser Russe nicht die Wörter „carascho, carascho“ erwidert, dann hätte mir der Ausdruck der ersten, mir wie zum Schutze beistehender deutscher Gesichter den Mut gegeben, jetzt meine Freiheit zu verteidigen und um sie zu kämpfen. Im letzten Insthause fand ich tatsächlich meine Mutter wieder. Einige Tage später sollte die dortige Kolchose aufgelöst werden, und die Älteren sollten zurückbleiben. Meiner Mutter war es nicht schlecht ergangen; denn sie hatte für drei Waisenkinder den Haushalt geführt und der ehemalige Schmied E. sorgte dafür, daß genug Lebensmittel da waren. Das Gut war noch in einem guten Zustand. Neben dem Eingang an der kleinen Terrasse prangte riesengroß ein grelles Stalinbild. Auf dem Erbegräbnis oberhalb des Gartens hatten die Russen in den gemauerten Grüften der Großeltern nach Schmuck gesucht. Meine Tanten waren inzwischen alle an Typhus gestorben. Wir hatten dort nichts mehr verloren und machten uns auf nach Wilkendorfshof. Das Untergestell eines Kinderwagens, bepackt mit zwei Oberbetten und anderem Zeug, meine Mutter am Arm, das waren meine beiden Reisebegleiter auf dem ausgefahrenen Weg von Poppendorf nach Kl.-Weißensee. In einem Insthause fanden wir unter vielen Deutschen ein Obdach. Meine Beschäftigung begann im Sommer 1946 damit, Vieh zu versorgen und erkrankte Kühe wochenlang mit

einem scharfen Desinfektionsmittel zu waschen, sowie Heu und Stroh aus den Nachbardörfern zu holen. Die Felder wurden schlecht bestellt. In grobem Sturzacker schmierte man die Saat hinein und erntete als Lohn riesige Diestelfelder. Das Beste wurde herausgemäht und dann das abgeerntete Land allabendlich von einer russischen Brigadierin oder einer Deutschen mit Sonderposten mit dem Zirkel aufgemessen, um die tägliche Norm festzustellen. Ich bekam in den drei Jahren nur einmal Lohn, und das waren 30 Rubel. Die Russen mit ihren Cliques unterschlugen den Lohn der hungernden Deutschen. Wer nicht arbeiten konnte und allein dastand, war mit der Zeit dem Tode geweiht. Durch die ausgeruhten Böden brachte der Herbst eine grandiose Kartoffelernte. Das bedeutete nochmals die Rettung für viele. Zum Winter lösten die Russen die Milchwirtschaft auf. Unser neues Betätigungsfeld fanden wir in Weißensee. Ich erhielt den Posten eines Nachtwächters in einem Pferdestall (Anwesen Breuer). Eingeriegelt verbrachte ich auf einer Futterkiste schlafend die Nacht. Der Stallduft roch heimatlich. Allmorgendlich erschien eine Tierärztin, um den Pferden das Fieber zu messen; denn dem Tier schenkte man mehr Fürsorge als dem Menschen. Gott sei Dank, diese brotlose Kunst hielt nicht lange an, und ich kam zum Drescheinsatz. Wer da sein „Pungelchen“ nicht füllen konnte, war schlecht dran. Lebensmittel, sogar Salz gab es nicht. Öftere Razzien wurden für Verschiedene, die Vorräte hatten, zum Verhängnis. Soldaten brachten die Armen nach Tapiaw, und wir sahen sie nicht wieder. Es gab kameradschaftliche russische Brigadierinnen. Ich denke an die gute Olga, deren Tod so tragisch war; aber ich denke auch an gehässige Deutsche, die uns bestahlen.

Über die russische Kultur wunderten wir uns immer wieder. So wuschen sie ihre Stiefel im Teich, trugen Pelzjacken auch im Sommer und hatten trotz Frieden noch immer Läuse. Der Natschalnik hielt seine Schweine im Hauskeller des Gutes, die Kälber in den Oberstuben. Den Mist kleckerte man zum Fenster hinaus. Das Arbeiten überläßt man der Frau, der Mann sucht sich einen Sonderposten. — Um nicht zu frieren, sägten wir die Telefonmasten in Richtung Agnesenhof ab. Das Holz brannte gut und ließ sich auch leicht zerkleinern. Verschiedene von uns gingen auch in der Not an die doppelten Verstrebungen der Hausdächer, so daß es bei Wind unheimlich im Gebälk knisterte. Die Ratten begannen eine Plage zu werden. Besonders schlimm war das Frühjahr 1947. Wir waren schon lange ohne Arbeit, und ernährten uns wochenlang von Giersch und Brennesseln, konnten aber das Gemüse nicht salzen. Es stellten sich Schwellungen am ganzen Körper ein. Bald trugen wir die ersten Verhungerten hinaus. Plötzlich erfuhren wir von der Möglichkeit, Lebensmittel aus Litauen zu holen. Es ging eine regelrechte Litauerwelle durchs Land. Auch ich machte mit. Bei Nacht schlich ich mich mit einer Bekannten zurück nach Hause und fand noch eine Kiste mit Römern und brachte sie samt den letzten Habseligkeiten, wie Oberbetten nach Wehlau auf den schwarzen Markt. Die großen Augen der Russen beim An-



blick des bunten Kristalls werde ich nicht vergessen. Der nackte Erhaltungstrieb ließ mich geschäftstüchtig werden. Für den Erlös kaufte ich Brot und Milch. Dadurch war meine Mutter für etwa 14 Tage versorgt. Mit noch drei jungen Mädchen holten wir uns von Deutschen am Wehlauer Bahnhof Tips für die Litauerreise und wagten kurz danach den Sprung ins Ungewisse. Zwischen den Puffern oder auf dem Dach der Eisenbahnwagen liegend, befand sich wohl jeder in Lebensgefahr; aber eine andere Wahl blieb uns nicht. Auf diesen Reisen waren die Razzien in Insterburg besonders gefürchtet. Wir überstanden alle und sprangen auf der Station vor Kaunas ab. Das Land erschien uns wie verzaubert: ärmliche, aber saubere Bauernhäuser in Holzbauweise, große Kreuzfixe an den Wegen, Blumen in den Gärten, Menschen, die einen nicht argwöhnisch aufs Korn nahmen. Wir trennten uns, um einzeln nach Beschäftigung zu suchen. Etwa drei Kilometer von der Bahnstrecke entfernt, machte ich meine ersten Versuche und fragte nach Arbeit. Das Glück war mir hold, der Dienst, der von mir verlangt wurde, nicht fremd und das Essen war wahrscheinlich gut. Ich wurde schließlich innerhalb der Verwandtschaft des Bauern als Hilfskraft herungereicht, und alle Leute waren zu mir aufrichtig und nett. Ich schlief im duftenden Heu und lernte dort Barfußlaufen. Nach 14 Tagen, beschenkt mit etwas Geld und Lebensmitteln und dem Versprechen wiederzukommen, zog es mich wieder zurück zu meiner Mutter. Ich traf sie munter an. Die Not war aber damit noch nicht behoben. Ich kam nun zusammen mit anderen Mädchen zu einem Beerdigungstrupp für verendete Pferde. Des öfteren ging unsere Fuhr mit dem toten Roß zum Abbau Gudlacken. Dort wurde eine Grube geschaufelt und das Tier begraben. Ein Tierarzt streute Chlor über das verendete Pferd. Kaum hatte er sich entfernt, gingen wir ans Werk. Ein polnischer Posten, selbst hungrig wie wir, war glücklich, ein Stück abzubekommen. Schwer schleppend brachten wir die Sonderzuteilung in unsere Behausung und konnten alte Alleinstehende mitversorgen. Die allgemeine Lage verbesserte sich etwas, als Russen aus allen Teilen ihres Landes im Sommer 1947 bei uns angesiedelt wurden. Wir mußten in den Oberstuben zusammenrücken.

Vereinzelte Russen sagten „skorra, skorra dawei Niemi“ (bald fort Deutsche). Die Ungewißheit aber trieb noch manchen Verzweifelten in den Tod. Unser Ostpreußen schien dem Sterben geweiht. Man sah kein Stück Wild, nicht einmal einen Spatz; denn auch sie waren durch den Hunger ausgerottet. In den verwilderten Gärten blühten keine Blumen, die Obstbäume trugen keine Früchte. Die Störche hatte man abgeschossen, und das weite Land versteppte. So trieb es mich noch einmal nach Litauen, um nicht umzukommen. Auf die erprobte Weise per Bahn fahrend, fand ich mich bei meinen Bauersleuten in Litauen wieder ein und konnte bei der Ernte mithelfen. Doch auch in Litauen gab es für mich ein schreckliches Erlebnis: das plötzliche Auftauchen eines wild um sich schießenden russischen Soldaten versetzte mich so in panische Angst,

daß ich mich unter einem Bett im Hause versteckte. Die Litauerin warf sich zu meiner Rettung vor die Mündung des Schnellfeuergewehrs und konnte so den Rasenden schließlich besänftigen, der immer wieder laut schrie: „Niemi, Partisan“. In der russischen Kommandantur ließ man mich stundenlang warten und holte mich nachts zum Verhör. Der liebe Gott gab mir einen humanen Offizier, der mich über eine Litauerin verhörte und die ihm wahrscheinlich meine Sprache recht gut übersetzte. Ich schilderte die Not in Ostpreußen, die verzweifelte Lage der Deutschen. Bis er sagte: „Dawei, Dioschka“ (geh' Mädchen). Damit war ich frei; aber ich wollte jetzt fort aus diesem sonst so verheißungsvollen Lande.

In Weißensee angekommen, erschreckten mich abermals sehr die Worte der deutschen, kommunistisch stark angehauchten Bürgermeisterin; denn sie verkündigte, daß alle „Litauerfahrer“ eingesperrt werden sollten. Es kam jedoch anders. Die Kommandantur war auf einmal sehr daran interessiert, daß unsere Ausweise in Ordnung waren. Schließlich zogen wir in Gruppen nach Tapiau, um erst nach stundenlangem Warten etwas zu erreichen. Unsere innere Unruhe war groß; denn niemand glaubte den Russen. Aus Wehlau hörten wir jetzt Nachrichten, daß Transporte von Tilsit und Königsberg nach Westen abgegangen seien. Wer jetzt noch etwas zu versetzen hatte, ging zum Schwarzmarkt. (Die Felder an der Chaussee Weißensee—Petersdorf wurden zum Teil von unserer Kolchose mitbearbeitet.) Wehlau selbst hatte sein Gesicht verloren. Unsere Kirche war ausgebrannt, ebenso alle Gebäude ringsherum. Die deutsche Straße bot einen traurigen Anblick. Volksschule, Kreishaus, Gericht und Gefängnis standen als Ruinen da. Lediglich die Parkstraße war noch gut erhalten. In den Wohnungen hatten sich Russen mit ihren Familien breitgemacht. Ein beliebtes Domizil bildeten die Siedlungshäuser auf der Wattlau. Das Viertel um die Pinnau sowie die Ordensschule waren erhalten geblieben. In den ersten Apriltagen 1948 ging es in unseren Stuben wie in einem Bienenschwarm zu. Es sollten Transporte abgehen, und wir sollten sogar mit dabei sein. Fast alle Alleinstehenden mit arbeitsunfähigem Anhang mußten sich in der Weißenseer Kommandantur melden. So schnell wie an jenem Tag trugen uns noch nie unsere Schlorren den unzähligen Weg vom ehemaligen Gut zum Dorf. Ein pockennarbiger Russe verlangte Name und Dokument. — „Verloren“, sagte ich. — Weg war mein Ausweis, verloren, gestohlen, wer weiß es? Er war spurlos verschwunden. War es mein Verstörter, angsterfüllter Gesichtsausdruck, ich weiß es nicht; — seine Handbewegung befahl, wir hätten mitzureisen. Im Nu waren unsere Pungelchen gepackt. Am nächsten Tag fuhren wir mit Lkw von Weißensee ab. Die Hälfte von uns Deutschen, fast nur Arbeitsfähige, sollten noch die Ernte einbringen. Ihr Transport ging dann im Herbst desselben Jahres nach Westen. Von Tapiau bis Königsberg transportierte man uns mit der Bahn. Man traf Menschen aus der näheren Umgebung. In unserer alten Regierungshauptstadt erlebten wir nochmals alle In-

stanzen der Kontrolle einschließlich des Entlausens. Dabei waren wir seit Kriegsende sauber. Wir wurden in Viehwagen verladen. Auf dem Boden fand jeder ein Plätzchen zum Ruhen. Der Zug ruckte an, — und vielen rollten Tränen über die Wangen. Es war die Ahnung, daß wir die Heimat nicht wiedersehen sollten.

Ich möchte die schwerste Zeit meines Lebens unter die Worte des Palms 66, Vers 10, stellen:

„Gott, du hast uns geprüft und geläutert,  
wie das Silber geläutert wird.“

Frau Anna Walter, Dettmitten, zwei Kilometer von Allenburg, Kreis Wehlau, schrieb folgendes Gedicht auf der Flucht, März 1945, im Schloßpark von Oliva:

### *Bewahrung*

Es ist oft wunderbar in unserm Leben:  
Wenn wir nicht wissen weder ein noch aus,  
und in den furchtbarsten Gefahren schweben,  
daß plötzlich eine Hand uns reißt heraus.

An eine Stunde muß ich oftmals denken,  
die mir ganz lebhaft in Erinnerung ist.  
Dahin muß ich oft meine Sinne lenken,  
verging darüber noch so lange Frist:

Die Erde dröhnte und die Luft erzittert  
von der Geschosse wütendem Gebrüll,  
und alles lauschte atemlos, erschüttert  
in dieses fürchterliche Schlachtgewühl.

Wohin sich wenden, wohin noch entfliehen?  
Es war der Feind ja schon so greifbar nah,  
daß niemand wußte, wohin er sollt noch ziehen,  
und jedermann den Untergang nur sah.

Ich hastete durch einen großen Garten,  
der dicht voll hoher Bäume stand.  
Zu letzter Flucht wir wollten eiligst starten.  
Wohin, — das war uns völlig unbekannt.

Da hört ich in der Luft ein helles Zischen.  
Ich traue Ohren und den Augen kaum.  
Dies Bild wird nie im Leben sich verwischen, —  
als sich zur Seite neigt ein Rosenbaum.